Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1948-1949)
Heft: 4

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

DER «KINSEY REPORT»

Der «Kinsey Report», wie die geläufige Abkürzung für A. C. Kinseys «Sexual Behavior in the Human Male» lautet, ist zweifellos eines der erstaunlichsten Ereignisse auf dem amerikanischen Büchermarkt. Dieses Buch eines Wissenschaftlers für Wissenschaftler besitzt keine der Qualitäten, die für eine Massenauflage prädestiniert scheinen. Darum kommen Presse und Buchhandel aus dem Erstaunen nicht heraus. Glaubte doch die amerikanische Verlagsindustrie mit sogenannten «Buchkliniken», in denen Manuskripte vor der Veröffentlichung getestet und umgemodelt werden, um an ein Höchstmaß von «Everymen» zu gelangen, eine sichere Methode für den Absatz ihrer am laufenden Band hergestellten Produkte gefunden zu haben. Nun lassen sich wohl auf solche Weise die Erfolgschancen jener berüchtigten historischen Monsterfabeln, der vulgarisierten Belehrungstraktate, der verlogenen «How to»-Literatur oder dergleichen mehr mit ziemlicher Sicherheit ermessen und infolgedessen zu astronomischen Ziffern steigern. Aber wo es darum geht, neue Kräfte in weiteren Kreisen freizusetzen, muß diese mechanisierte Formel versagen. Am Ende läßt der tausendste Bürgerkriegsroman im Margaret-Mitchell-Stil selbst den omnivoren Romanleser kalt. Kein Wunder, daß derzeitig die amerikanischen Verleger über eine gefährliche Krise klagen. Standarderzeugnisse können — um einen Ausspruch Lincolns abzuwandeln — die ganze Leserschaft nicht die ganze Zeit täuschen. Was die überlauten Anpreisungen potentieller Bestseller angeht, so büßen sie mit immer sinnloseren Superlativen endlich jede Wirkung ein. Ein schöpferischer Verleger, der oft gegen den Strom schwimmt, wird sich zu guter Letzt weniger verkalkulieren als ein kommerzialisierter Kollege. Immer wieder finden abseitige Bücher, die nicht auf ein weiteres Publikum zugeschnitten sind, einen unerwarteten Absatz. Diese ermutigende Lektion kann selbst die amerikanische Zivilisation von Zeit zu Zeit erteilen.

Kinseys «Report», ein Buch, das nicht darauf aus ist, Gemüter zu beruhigen, verdrängte sogar — und darin liegt fast eine Ironie — den ziemlich seichten Leitfaden quietistischer Lebenskunst «Peace of Mind» vom ersten Platz unter den meistgelesenen «Non fiction»-Büchern. In den wenigen Monaten seit seiner Veröffentlichung hat es der 800 Seiten starke Band (Preis $ 6.50) eines medizinischen Verlages von Philadelphia auf über eine Viertelmillion Exemplare gebracht. Tageszeitungen und literarische Zeitschriften populären ebenso wie esoterischen Fahrwassers, bringen eingehende Besprechungen. Im Alltagsvokabularium des Amerikaners, in den Scherzen des Radiokommentators und der Music-Hall ist «Kinsey Report» ein geflügeltes Wort geworden. In der Tribüne «Time» finden sich fast jede Woche längere Hinweise. Rabbiner, Prälaten, Erzieher, Psychiater, Aerzte, Richter usw. liegen sich wegen der Folgerungen aus Kinseys Forschungen in den Haaren. Auf dem Büchermarkt sind bereits mehrere Schriften über den «Kinsey Report» erschienen ... die meisten als verwässerte Ausgaben «ad usum delphini», wovon eine 35-Cent-Taschenedition die unvorstellbare Auflage von 750 000 innerhalb vier Wochen erreichte. Der Erfolg des «Kinsey Report» ist selbst zu einem soziologischen Phänomen geworden und würde sicher einen neuen «Report» rechtfertigen.

Für sexuelle Bücher hat natürlich immer eine gewisse Nachfrage bestanden. Aber jene Klasse von Aufklärungs- und Anleitungstraktaten — zu denen Kinseys Werk selbstverständlich nicht gehört — hat längst aufgehört, weite Beachtung zu finden. Eine Generation, der die endlosen Diskussionen über Freud, Havelock

Ellis, deren Adepten, Gegnern und gegnerischen Adepten noch in den Ohren klingt, die mit der Lektüre von «sex-obsessed»-Romanen à la D. H. Lawrence, Sherwood Anderson, Frank Thiess oder Gide übersättigt wurde, ist nach und nach von neuen, allzu tiefschürfenden Versionen des alten Themas gelangweilt. Die Theaterkritiker wissen, daß Geschlechtskonflikte, ebenso wie der reiche Erbonkel, auf der Bühne leergelaufen sind.

Wir schicken uns nicht an, den beispiellosen Erfolg von Kinseys Buch zu erklären. Das hieße, aus den seltsamen Wegen des Erfolges eine Wissenschaft zu machen, die — wenn sie auch unleugbar ihre Gesetze hat — ebenso wie im Falle der Geschichte selbst in ihren Anfängen noch nicht besteht. Jedem Leser fallen natürlich eine Anzahl triftiger Gründe für das verdiente Aufsehen ein. Die Bedeutung des Reports ist abwechselnd mit Marxens «Kapital», Adam Smith' «The Wealth of Nations» und Darwins «Origin of Species» verglichen worden. Man hat ihn das «am meisten diskutierte Buch des Jahrhunderts» genannt. Sicher hat Kinsey Tatsachen zutage gefördert, die unsere bisherigen Konzeptionen geschlechtlicher Normen weitgehend umformen werden. Daneben konnte er manche Hypothesen der Psychoanalyse bestätigen. Doch ging es Kinsey selbst um alles andere als sensationelle Enthüllungen.

Dr. Kinsey ist weder Mediziner noch Psychologe von Haus aus. Der Professor für Zoologie an der Indiana-Universität hatte sich einen Namen als Entomologe, insbesondere durch Forschungen über die Gallwespe, gemacht, lange bevor er sich der Species homo sapiens zuwandte. Seinen Arbeiten an Insekten ebenso wie an Anthropoiden ist die klassifikatorische Untersuchungsrichtung (Taxonomie) gemeinsam. «Dem Taxonomist», heißt es in «Sexual Behavior of the American Male», geht es «in erster Linie um die Messung von Abweichungen an einer Reihe von Individuen, die als repräsentativ anzusehen sind für die Species, mit der er sich beschäftigt.» Für seine Untersuchung an Gallwespen benötigte Kinsey 150 000 Exemplare. Als seine Zoologiestudenten ihn über das Geschlechtsleben des Menschen befragten, fand er, daß keine Arbeit über diesen Gegenstand je mit einem ausgedehnten Material unternommen worden war. Der ausführlichste Bericht umfaßte 300 Personen. Seit sich Kinsey vor neun Jahren zusammen mit seinem Assistenten W. P. Pomeroy und dem Statistiker C. E. Martin an das gigantische Unternehmen machte, für das menschliche Geschlechtsleben das gleiche wie für die Gallwespe zu leisten, hat er 12 214 amerikanische Männer, Frauen und Kinder interviewt. Sein Werk ist auf 8 Bände geplant und wird im ganzen auf den Berichten von 100 000 Personen beruhen. Der erste, jetzt vorliegende Teil stützt sich auf Interviews mit 5300 weißen, männlichen Amerikanern.

Wie man sieht, ließ sich Kinsey von keinem berückenden Gedankenfluge leiten. Ihm ging es um wissenschaftliche Kleinarbeit, die unerschrocken quantitativ ist. Er wollte keine vorgefaßte Meinung unterbauen. Trotzdem sind bekanntlich auf diese anspruchslose Art viele der größten Umwälzungen in der menschlichen Geistesgeschichte ausgereift. Quantitative Forschung entspricht weitgehend der amerikanischen wissenschaftlichen Tradition. (Vielleicht ist mitunter selbst bei Kinsey die Statistik — insbesondere in den Skizzen — zu weit getrieben.) Sie schaltet, was eine zeitgemäße Denkrichtung auch gegen sie einwenden mag, die meisten Fehlerquellen aus, die sich doch nur als phantasievolle, aber kurzlebige Inspirationen herausstellen. Unumwunden sagt Kinsey, daß sein Report davon handelt, «was Menschen tun, und die Frage, was sie tun sollten, überhaupt nicht berührt». Die heftige Reaktion seitens der Moralisten hat leider gezeigt, daß vielen Lesern eine solche klare und unbeirrte wissenschaftliche Wahrheitsliebe abhanden geht. Wie Darwin und Freud hat Kinsey manche unserer eifrigst behüteten Vorurteile auffliegen lassen. Aber zweifellos wird man bald auch in ihm eine Stütze irgendwelcher Ideale finden können, wenn man sich vom ersten Schock erholt hat. Inter-

essanterweise hat eine führende Anthropologin Kinsey bereits als «Puritaner» angegriffen, weil er in den verschiedenen sexuellen Aeußerungen ein rein biologisches, zweckgerichtetes Phänomen sieht und nicht eine kulturelle Lebensform sui generis. Mit alledem hat Kinsey nicht zu rechten, wenn er auch nicht immer an der sich selbst gesetzten Norm festhält.

Diese bei weitem ausgedehnteste Untersuchung über das menschliche Geschlechtsverhalten trägt immerhin einen irreführenden Titel, da es sich zunächst nur um die Mores ganz bestimmter Gruppen — geographisch wie sozialer Art — von weißen Amerikanern handelt. Wie weit die Ziffern für die Gesamtbevölkerung Amerikas oder gar für die Männerwelt überhaupt repräsentativ sind, können erst die weiteren Bände — ihre Veröffentlichung ist während der nächsten zwanzig Jahre geplant — zeigen. Jedoch berechtigt die taxonomische Methode jetzt schon, Gesetzmäßigkeiten abzuleiten, die im weiteren Umfang wohl ihre Gültigkeit bewahren werden.

Die Studien Kinseys sind natürlich weniger in ihrem Vorgehen als ihren Resultaten bahnbrechend. In der Bibliographie werden 500 Werke des gleichen Gebietes angeführt. Was die Ergebnisse so wertvoll macht, ist, neben dem großen Umfang des Materials, die Tatsache, daß es sich bei den Interviewten nicht im großen ganzen um Psychopathen handelte, die bisher allein mit ihren «Krankheitsgeschichten» den Weg in sexuelle Bücher fanden, sondern um einen durchschnittlichen Sektor der amerikanischen Bevölkerung.

Kinsey ließ Männer aus verschiedensten Berufen und Altersstufen Auskunft über ihr Geschlechtsleben geben. Die Antworten wurden dank einer ingeniösen Methode in Symbolen auf Tabellen eingetragen und durch Registriermaschinen gesammelt. Dies beschleunigte die Arbeit und schaltete persönliche Momente aus. Um einige der verblüffendsten Zahlen zu erwähnen, haben nach Kinsey 85 % der amerikanischen männlichen Bevölkerung vorehelichen Geschlechtsverkehr (beinahe 70 % davon mit Prostituierten). Zwischen 30 und 40 % aller Ehemänner unterhalten außereheliche Verhältnisse, während 37 % sich mindestens einmal homosexuell betätigt haben. Diese Zahl verliert jedoch ihren erschreckenden Aspekt, wenn man bedenkt, daß ihre Höhe wohl auf den üblichen Erfahrungen des Pubertätsalters beruht. Immerhin sind nach Kinsey 10 % aller Männer wenigstens für drei Jahre im Alter von 16 bis 55 Jahren homosexuell, und etwa 4 % während ihres ganzen Lebens. — Aber Kinsey begnügt sich nicht, die Häufigkeit und Formen des Sexualaktes festzustellen. Er berücksichtigt biologische ebenso wie soziale Momente und untersucht deren Beziehung wiederum zu Erziehung, Beruf, Gesellschaftsklasse usw. Die Schlüsse, die sich aus den Untersuchungen ziehen lassen, sind erstaunlich.

Zunächst wird hier zum erstenmal der Beweis erbracht, daß sexuelles Verhalten weniger zwischen Rassen und Völkern als Ganzes variiert, was Anthropologen seit langem ahnten, als zwischen verschiedenen Klassen. Die Aeußerungen des Geschlechtslebens sind weitgehend klassenbedingt. Beispielsweise steht das Vorkommen der Masturbation in direkter Proportion zur Erziehungsstufe. Männer, die nur Sekundarschulen besucht haben, masturbieren ungefähr halb soviel wie Universitätsabsolventen. Aehnliche Relationen lassen sich an anderen geschlechtlichen Aeußerungen mit Genauigkeit aufstellen. Das heißt, daß die moralischen Anschauungen jener Klasse, der der einzelne angehört, sein Verhalten wesentlich bestimmen. Erziehung kann eine hemmende, nachteilige oder fördernde Rolle spielen. Jede Kultur entwickelt eigene «sexual patterns».

Ein anderes, nicht minder verblüffendes Ergebnis des Reports zeigt, daß sich in ihrem Sexualleben 95 % aller Amerikaner zu gewissen Zeiten gegen die juristischen Gesetze, von den moralischen zu schweigen, des Landes vergangen haben, und danach eigentlich 5 % die Majorität hinter Schloß und Riegel halten müßte. Eindeutig stehen somit sexuelle Praxis und gesellschaftliche Moral im schärfsten Wider-

spruch. Kein Wunder, daß manche hochgesinnte Kritiker Kinseys sich über diese unangenehmen Folgerungen hinwegtäuschen wollen, obwohl hier gerade unerschrockene Moralisten einsetzen sollten. Es liegt auf der Hand, daß eine glückliche Gesellschaft diese Tatsachen nicht ignorieren kann. Wenn Moral und Religion volle Menschlichkeit im Individuum erwecken wollen, müssen sie von ihnen Kenntnis nehmen.

Auf heikle Bahnen begibt sich Kinsey, sobald er eine Revision des Begriffes «normal» verlangt. Dies betrifft vor allem das Problem der Homosexualität, die wegen ihrer Häufigkeit für Kinsey keine abnormale Erscheinung sein kann: «Wegen der Daten, die wir jetzt über das Vorkommen und die Häufigkeit der Homosexualität besitzen und insbesondere über die Koexistenz mit der Heterosexualität im Leben eines beträchtlichen Teiles der männlichen Bevölkerung, ist es schwierig, die Meinung aufrechtzuerhalten, daß psycho-sexuelle Beziehungen zwischen Individuen des gleichen Geschlechtes selten und darum abnormal oder unnatürlich sind, oder daß sie an sich auf Neurosen oder selbst Psychosen hinweisen.» Aber Quantität darf natürlich nicht mit moralischem Wert gleichgesetzt werden. Man hat gesagt, daß nach Kinsey die Erkältung, die ungefähr im gleichen Prozentsatz wie die Homosexualität vorkommt, als Gesundheit bezeichnet werden müßte. Was aber überhaupt als Kriterium der Normalität zu gelten hat, haben weder Kinsey noch seine Kritiker klarstellen können. Unzweifelhaft zielt der heterosexuelle Geschlechtsakt nur in den wenigsten Fällen auf Zeugung ab, und wäre darum schon eine Perversität gegenüber seiner «natürlichen» Bestimmung. Nach Kinseys Auffassung ist Homosexualität eine weitverbreitete — auch in niedrigen Tieren bekannte — biologische Erscheinung, und Sexualität als solche geht über den bloßen Fortpflanzungstrieb weit hinaus. Damit denkt Kinsey nicht im entferntesten daran, etwa die Inversion als erwünschbar hinzustellen. Weder verdammt noch sanktioniert er sie. Sub specie scientiae ist sie ihm einfach eine Gegebenheit, die, wie Goethe einmal sagte, «wohl gegen, aber dennoch in der Natur ist». Aber welche Perversion wäre dann nicht natürlich? Mit den gleichen Argumenten ließe sich für den Lustmord plädieren. Der Irrtum liegt sicher darin, daß man das Normale und Natürliche von sich aus als ein Positivum angesehen hat, während im Gegenteil oft die Gesellschaft das Unnatürliche zur Lebensform erhebt..., wenn nicht jede Kultur schon gegenüber der «natürlichen» Primitivität eine Verfallserscheinung darstellt. Doch berühren diese Fragen nicht Kinseys Intentionen, die die eines unbeteiligten Beobachters, nicht eines Kulturkritikers und Soziologen sind; und er hat nichts mit der gewagten Folgerung eines seiner Kommentatoren, des Geistlichen Frederik C. Kuether, zu schaffen, daß «der Schöpfer andere Zwecke als Fortpflanzung im Sinne hatte, als er dem Menschen den Geschlechtstrieb verlieh».

Weitere aufschlußreiche Ergebnisse betreffen das Verhältnis des Alters zur sexuellen Aktivität. Zugleich konnte Kinsey die Intuitionen Freuds, daß frühe Einflüsse das sexuelle Verhalten des Einzelnen entscheidend bestimmen, bestätigen. Auch hat er festgestellt, daß in der Jugend häufig ausgeübter Geschlechtsverkehr kein frühes Erlöschen der Potenz im Alter nach sich zieht. In Kürze läßt sich die Quintessenz der Forschungen darin zusammenfassen, daß, obwohl der Grad der Geschlechtlichkeit biologisch determiniert ist, die Art und Weise ihrer Betätigung eher sozialen Bedingungen unterworfen ist.

Wenn der Verleger von diesem Buche schreibt, daß es «an erster Stelle für Arbeiter auf dem Gebiete der Medizin, Psychologie, Soziologie, Anthropologie und verwandten Zweigen, ebenso wie für Lehrer, soziale Fürsorger, Personalchefs, Richter und andere, die mit der Leitung menschlichen Verhaltens zu tun haben, bestimmt ist, war er sich wohl der ungeheuren Auswirkungen von Kinseys «Report» vollauf bewußt. Die Ergebnisse gehen nicht nur die sexuelle Erziehung,

sondern unsere Auffassungen über Ehe, Familie, Recht und soziale Strukturen aller Art an. Kinsey hat völlig neue Perspektiven eröffnet, deren Deutung er den zuständigen Wissenschaftlern und Moralisten überläßt. Welchen Standpunkt soll beispielsweise die Rechtsphilosophie zu der anscheinend positivistischen Grundlage sexueller Normen annehmen? Sind die bestehenden Scheidungsgesetze eine Farce, wenn die Mehrzahl aller Ehepartner nach ihrem Standard gemessen de facto — wie man gesagt hat — bereits geschieden sind? Deutet der abgründige Widerspruch zwischen Sitte und Ethos auf bloße Heuchelei hin? Wie kann der Konflikt zwischen öffentlicher und privater Moral überbrückt werden? Erlaubt die Gesellschaft überhaupt «natürliches» Benehmen? Oder hat die Häufigkeit eines Vergehens keinen Anspruch auf Abänderung des bürgerlichen und moralischen Gesetzes? Was kann die Gesellschaft beitragen, daß der junge Mensch — insbesondere der Akademiker — in der Zeit seiner höchsten sexuellen Potenz nicht wegen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die ihm Ehe und normales Geschlechtsleben verunmöglichen, in neurotische Konflikte getrieben wird? Welche Bevölkerungsschicht und Altersgruppe ist am meisten Geschlechtskrankheiten ausgesetzt? usw. Das sind nur einige der unzähligen Fragen, die auf Jahrzehnte uns zu beschäftigen haben, und für die «The Sexual Behavior of the Human Male» den Ausgangspunkt darstellt.

In einer ausgedehnten und bahnbrechenden Arbeit wie Kinseys haben natürlich die Gegner sofort nach schwachen Stellen gesucht. Man hat die Methode seiner Interviews kritisiert, weil sie von vornherein ihre Objektivität für bewiesen annimmt. Interviews hängen wohl von Persönlichkeit des Interviewers und Interviewten ab. Wie Freud schon bemerkt hat, ist besonders das Gedächtnis, was frühe sexuelle Erfahrungen anbelangt, nicht zuverlässig. Hier ist die Begabung des Interviewers entscheidend. Daß Kinseys Befunde annähernd objektiv sind, haben nicht nur andere Wissenschaftler und sogar Geistliche bezeugen können, dafür spricht gerade die weitgehende Uebereinstimmung seiner Resultate mit den Befunden der Psychoanalyse. Die Praxis, die Objektivität der Wissenschaft auf die Stufe bloßer Willkür zu reduzieren, um der eigenen heroischen Willkür Platz zu machen, ist ohnehin durch gewisse idealistische Philosophien längst fadenscheinig geworden. Die meiste Kritik an Kinsey stellt, wie so oft, nur den unbewußten Versuch dar, sich über unbequeme Wahrheiten bequem hinwegzusetzen.

Trotzdem besteht kein Zweifel, daß die Konsequenzen des «Reports» der Gesellschaft nur wertvolle Dienste leisten können. Man mag anfangs von den Zahlen noch so bestürzt sein, die Wahrheit macht am Ende immer frei. In einer Kultur, die im Marke krank und verlogen ist, kann jede neue, vertiefte Kenntnis menschlichen Verhaltens nur willkommen sein. «The Sexual Behavior in the Human Male» zeigt eindrücklich, in wie weitem Maße unsere Gesellschaft den menschlichen Wirklichkeiten verständnislos gegenübersteht. Mit Recht schreibt Kinsey: «In keinem anderen Zweig der Wissenschaften haben sich Wissenschaftler damit begnügt, die biologischen Annahmen früherer Juristen und Theologen, oder die von Mystikern vor zwei oder dreitausend Jahren aufgestellten Analysen zu übernehmen.» Wer weiß, ob nicht weniger Illusionen über die Menschheit die Menschen besser machen würde?

LEOPOLD DEUEL

MUSIK UND DICHTUNG

Wenn auch die Entstehung eines jeden der sieben Vorträge und Aufsätze, die *Emil Staiger* unter dem Titel «Musik und Dichtung» vor kurzem im Atlantis-Verlag, Zürich, veröffentlicht hat, einem besonderen, aktuellen Anlaß zu verdanken ist, so legen sie doch in ihrer Gesamtheit imponierend Zeugnis ab von

einer völlig einheitlichen Geisteshaltung, die über alles rein «Fachliche» hinaus stets dem innersten künstlerischen Wesen der behandelten musikalischen Themen gerecht wird und sie in sinnvolle Beziehung zu entsprechenden Erscheinungen im Gebiete der Dichtung zu setzen weiß. Dies gelingt sogar bei so speziellen Zwecken dienenden Ausführungen, wie den Festreden auf Othmar Schoeck und Arthur Honegger, die den Beschluß des schmalen Bändchens bilden. Bei Schoeck zeigt Staiger, neben vielem anderen, wie die besondere Sendung dieses Komponisten darin gelegen ist, große lyrische Traditionen aufzunehmen und im Bereiche der Musik weiterzuentwickeln, gerade in einem Augenblick, in dem in der Dichtung die unmittelbare liedhafte Lyrik abstirbt. — Die Würdigung des Schaffens von Honegger wird für Staiger auch zum Anlaß, die Frage nach der Rolle von Dichtung und Musik im gegenwärtigen Leben in voller Allgemeinheit aufzuwerfen und aus ihrer Beantwortung Schlüsse zu ziehen, die die Stellung Honeggers in unserer Zeit in neuem Lichte erscheinen lassen.

Das Ueberraschendste in den vielen sublimen Aperçus, die Staiger in seinen Betrachtungen zum «Rosenkavalier» vereinigt, ist für die meisten Leser wohl die geistige Verwandtschaft zwischen Octavian und dem Baron Ochs, die der Autor überzeugend aus einem allgemeinen Typus des Verführers ableitet, der in mehreren Werken Hofmannsthals als rein ästhetische Idee angedeutet und im «Rosenkavalier» in den scheinbar so gegensätzlichen männlichen Hauptgestalten zwei seiner wesentlichsten Aspekte in voller Wirklichkeit zur Geltung bringt. — Der Ort, den jene erste «Komödie für Musik» im Gesamtschaffen Hofmannsthals einnimmt, wird von Staiger folgendermaßen bestimmt: «Der Text zum ‚Rosenkavalier' ist 1909 entstanden. Damals war der Zauber der Jugend bereits von dem Dichter gewichen, der ‚Traum von großer Magie' ausgeträumt. Nach Jahren des Verstummens trat die frühe Zeit ihm gegenüber. Was er gewesen, begann er zu wissen. Und als er es wußte, stellte er es in seinen Komödien mit gerechtem Sinn, mit Ironie und Wehmut von höherem Standpunkt aus wieder her. Die späteren Werke sind nicht mehr lyrisch. Sie ordnen auch das Lyrische in feste Zusammenhänge ein und wissen um andere Möglichkeiten des Menschseins ebensogut Bescheid. So sehr wir aber diese dramatische Gerechtigkeit bewundern, wir bedauern doch den Verlust an magischer Atmosphäre, mit dem sie erkauft werden mußte. Eben diese Atmosphäre bringt die Musik nun wieder zurück ...»

Die Welt der Oper erhellend ist auch der Vortrag über Glucks Bühnenkunst, der einer Zürcher Reprise des «Orpheus» präludierte. Ausgehend von dem Satz aus dem Vorwort Glucks: «Ich war darauf bedacht, der Dichtung zu dienen, um den Ausdruck der Gefühle und das Interesse der Situation zu verstärken», wird das Grundproblem der Oper: das Verhältnis von Dichtung und Musik, diskutiert. Gluck und Wagner, deren reformatorische Bestrebungen so oft irrtümlich mit einander vollständig identifiziert werden, behandelt Staiger stark kontrastierend: «Wagner verwendet die Musik, um die Dichtung psychologisch und philosophisch auszulegen. In dieser Absicht bildet er die Technik der Leitmotive aus, die ihm erlaubt, sich jeder Wendung des Dichterwortes anzuschmiegen, auf mythische und seelische Zusammenhänge anzuspielen, und auszusprechen, was den Helden selber vielleicht noch nicht bewußt ist oder was sie klüglich verschweigen ... Ganz anders Gluck! Zwar das menschliche Interesse Wagners erfüllt auch ihn. Eben deshalb genügten ihm die Texte Metastasios, des hochberühmten Librettisten des 18. Jahrhunderts, nicht mehr. Sie waren sprachlich meisterhaft, bühnentechnisch einwandfrei. Aber sie ließen konsequente lebendige Charaktere vermissen. Und an den Charakteren entzündete sich Glucks musikalische Phantasie ... Seine Musik versuchte, die Menschen darzustellen, nicht etwa durch ein Leitmotiv, schon eher durch tonale Bezüge, meist aber durch ein der Beschreibung kaum zugängliches Etwas, eine eigentliche Führung der Linie, ein melodisches Profil sozusagen, das bei

allem äußerlichen Wandel unverrückbar fest besteht. So ist Orpheus in allem, was er singt, großer und edler Schmerz, so gefaßt, daß seine ergreifendste Klage sogar in Dur ertönt, Eurydikes scheue Reinheit von beinah gläserner Transparenz. Und wenn man auch dies, verglichen mit Wagners differenzierter Seelenkunde, als primitiv ansprechen wollte, so wäre gerade hier zu sagen, daß Gluck von einer höheren dramatischen Einsicht geleitet war, die Wagners Epoche und die auch unserem Geschlecht verlorengegangen ist, die nun gerade auch eine Unterordnung der Psychologie verlangt. Wir müssen uns wieder darauf besinnen.» — Außer dieser wichtigen pädagogischen Nutzanwendung ist an dem schönen Gluck-Vortrag die überaus glückliche Parallele besonders hervorhebenswert, die Staiger zwischen Gluck und Winckelmann, dem Wiederentdecker der bildenden Kunst der Antike zieht.

Eine Betrachtung über «Goethe und Mozart» gibt dem Autor Gelegenheit, neben einer umfassenden Darstellung der unmittelbaren Beziehungen der beiden, auch den Begriff «Klassik» in Musik und Dichtung gründlich zu erörtern und die entscheidenden Unterschiede scharf herauszuarbeiten. Während in der Dichtung der Neuzeit ein Werk nur dann als «klassisch» bezeichnet werden kann, wenn in ihm deutlich den Kunstidealen der Antike nachgeeifert wird, ist bei «klassischer» Musik, wie Staiger überzeugend nachweist, die Beziehung zur Antike in keiner Weise so direkt. Es besteht nur die Analogie, daß die klassische Musik des 18. Jahrhunderts sich ebenso folgerichtig entwickelte wie die bildende Kunst und die Poesie im Alten Griechenland. Diese Folgerichtigkeit ist unter allen Musikern von Mozart in der natürlichsten Art verwirklicht worden. Auf dieser Erkenntnis beruhte die hohe Wertschätzung, die Goethe den Werken Mozarts entgegenbrachte. Trotz gänzlich verschiedenen Lebens- und Schaffenserfahrungen erscheinen die beiden einander künstlerisch ebenbürtig als die höchstbegnadeten Erfüller des klassischen Stils in Dichtung und Musik.

Ist die Definition der Klassik in der Musik nur auf dem Wege einer ziemlich vagen Analogie möglich, so ist die Romantik das ureigenste Gebiet der Musik. Davon kündet aus einer Fülle dichterischer und musikalischer Einfälle Staigers Basler Vortrag «Deutsche Romantik in Dichtung und Musik». Der Vortragende legte das Schwergewicht seiner Ausführungen nicht auf jene äußerlichen Zusammenhänge, wie sie sich etwa in der von E. T. A. Hoffmann inspirierten Davidsbündler-Mystik Schumanns zeigen, sondern auf das musikalische Phänomen selbst, auf den «romantischen Ton», für den sich gerade wieder bei Schumann die schönsten Beispiele finden. Und so entsteht ein eindringliches Bild der musikalischen Romantik, das selbst wieder wie ein rechtes romantisches Musikstück anmutet.

Ganz dem Musiker zugehörig ist die Zürcher Rede «Johann Sebastian Bach und die Orgel», die das Büchlein mit der Macht eines Bachschen Orgelpräludiums einleitet. Die Art, wie hier das Wesen der Orgelkunst aus dem Charakter des Instrumentes und aus dem äußern Verhältnis des Spielers zum Instrument gedeutet wird, ist einfach unübertrefflich. Alle späteren Darlegungen, insbesondere die Auffassung der Kunst J. S. Bachs als die letzte Vollendung der Orgelkunst überhaupt, erscheinen als bloße Folgerungen, die sich in der gleichen naturgemäßen Zwangsläufigkeit aus den kunstvollen Eingangssätzen ergeben, wie der Verlauf einer Bachschen Fuge aus ihrem Thema.

Diese wenigen Hinweise mögen einen ersten Begriff von dem geistigen Reichtum der Essays-Sammlung Staigers vermitteln. Das schwierige Grenzgebiet zwischen Musik und Dichtung ist wohl noch nie zuvor mit solcher doppelten sachlichen Kompetenz, feinsinnigen Einfühlung und sprachlichen Ausdruckskraft behandelt worden. Das Schönste an dem Buch ist aber nach unserer Ansicht die tiefe Demut vor dem Letzten, Unergründbaren beider Künste, die auch die subtilsten Ausführungen Staigers durchklingt.

WILLI REICH